

Liebe Schwestern und Brüder in RSKN,

in den letzten Tagen und Wochen ertappe ich mich immer wieder dabei, dass mir Vorgänge und Handlungsweisen, die mir vor Kurzem noch völlig normal vorkamen, plötzlich undenkbar erscheinen.

Das fängt beim Händeschütteln an – vor drei Wochen hat es mich noch viel Kraft gekostet, jemand, den ich begrüße, nicht die Hand zu geben. Heute bin ich irritiert, wenn sich zwei Menschen mit Handschlag begrüßen.

Vor fünf Wochen saß ich noch mit meinen Kindern in einem Hallenbad – heute ist das unvorstellbar.

Die Zeit muss rumgebracht werden, die Kinder schauen sich Fotoalben von früher an. Geburtstage, Hochzeiten, Kindergarten- und Schulfeste. Viele Menschen beieinander. Nähe ohne Vorbehalte. Ganz selbstverständlich. Heute wäre das unmöglich. Noch vor ein paar Wochen wäre mir so ein Gedanke erst gar nicht gekommen.

Mein Blick auf das Leben hat sich verändert. Und ich merke, auch mein Blick auf biblische Geschichten.

Wir begehen heute den Beginn der Karwoche mit Palmsonntag. Die Geschichte, die dem Palmsonntag seinen Namen gibt, ist bekannt: Jesu Einzug in Jerusalem. Jesus sitzt auf einem Esel, erzählen die Evangelisten, und die Menge jubelt ihm zu. Sie ebnet ihm den Weg, indem sie Palmwedel und Kleider vor ihm ausbreitet.

Und wieder stelle ich fest, dass sich mein Blick verändert hat. Was fand ich an der Geschichte bisher bemerkenswert? Dass Jesus auf einem Esel reitet, nicht auf einem Pferd. Der König, der als Diener daherkommt. Der sich auf eine Ebene mit denen begibt, die nichts gelten, nichts besitzen, nichts vermögen. Ich fand bemerkenswert, dass die Menge ihm zujubelt, obwohl sie ihn kurze Zeit später fallen lässt. Und dass Jesus weiß, was ihn in Jerusalem erwartet, und dass er trotzdem nicht zögert. Dass er trotzdem seinen Weg geht.

Und was fällt mir heute auf, wenn ich mich an die Geschichte erinnere?

Mir fällt sofort auf: O je, so viele Menschen auf einem Haufen! Ein gefundenes Fressen für Corona-Viren. Ich denke an Fußballstadien und Karnevalsumzüge, die die Ausbreitung des Virus in Italien, New Orleans und auch hier bei uns wesentlich begünstigt haben.

Ich denke an Bilder von gespenstisch leeren Straßen und Plätzen, wie ich sie in den Nachrichten gesehen habe: in New York, vor dem Petersdom in Rom, vor dem Brandenburger Tor in Berlin.

Und ich stelle mir vor, wie Jesus auf seinem Esel durch die leeren Straßen Jerusalems reitet. Hinter ihm seine Jünger. Mit jeweils zwei Meter Abstand. Es ist nichts zu hören als das Klappern der Hufen des Esels, das zwischen den Häusern widerhallt, in denen Menschen vor ihren Fernsehern, Smartphones und Tablets sitzen und sich die jüngsten Meldungen anschauen: die Zahlen der Infizierten und Toten, die Versuche der Politik, die Ausbreitung zu verlangsamen und die wirtschaftlichen Folgen abzufedern. Die Versuche von Krankenhauspersonal, die Erkrankten zu versorgen und an die nötige Schutzkleidung zu kommen. Menschen, die Angst haben, um ihre Existenz, ihre Gesundheit, ihre liebgewonnenen Gewohnheiten, ihre Zukunft. Menschen, die allein sind und sich einsam fühlen. Familien, die aufeinander hocken, sich nach ein bisschen mehr Abstand sehnen.

Ich stelle mir vor, wie Jesus trotzdem weiterreitet. Unbeirrt geht er seinen Weg. Er reitet weiter und klopft an ein Haus. Und wird tatsächlich eingelassen. Mit seinen Jüngern. Trotz Kontaktverbot. Er darf mit seinen Jüngern zu Gast sein bei Simon, dem Aussätzigen, wie es heißt.

Und hier beginnt der Predigttext für den heutigen Sonntag. Er steht im Evangelium nach Markus, Kapitel 14,3-9:

3 Und als er in Betanien war im Hause Simons des Aussätzigen und saß zu Tisch, da kam eine Frau, die hatte ein Alabastergefäß mit unverfälschtem, kostbarem Nardenöl, und sie zerbrach das Gefäß und goss das Öl auf sein Haupt. 4 Da wurden einige unwillig und sprachen untereinander: Was soll diese Vergeudung des Salböls? 5 Man hätte dieses Öl für mehr als dreihundert Silbergroschen verkaufen können und das Geld den Armen geben. Und sie fuhren sie an. 6 Jesus aber sprach: Lasst sie! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. 7 Denn ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun; mich aber habt ihr nicht allezeit. 8 Sie hat getan, was sie konnte; sie hat meinen Leib im Voraus gesalbt zu meinem Begräbnis. 9 Wahrlich, ich sage euch: Wo das Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat.

Liebe Schwestern und Brüder in RSKN,

wer ist diese Frau? Wir kennen ihren Namen nicht. Wir wissen nicht, woher sie Jesus kennt. Aber sie gehört zum Evangelium dazu. Und sie gehört es auch, wenn ich mir vorstelle, dass Jesus durch leere Straßen, ohne Hosianna-Rufe nach Jerusalem einzieht.

Diese Frau betritt den Raum, kümmert sich nicht um irgendwelche Regeln. Sie begründet nicht, was sie tut. Sie tut es einfach: sie nähert sich Jesus, bricht das Gefäß und gießt Nardenöl über sein Haupt.

Die Einwände folgen sofort. Die Jünger sind entsetzt: dieses teure Öl, hätte man es doch verkauft, anstatt zu verschwenden. Was hätte man nicht alles Nützliches für arme Menschen tun können! Die Einwände leuchten zunächst ein. Aber Jesus widerspricht. Er hebt den Moment hervor – sie hat den Augenblick genutzt. Jetzt bin ich da und jetzt hat sie ein gutes Werk an mir getan. Ohne aufzurechnen. Denn das ist das Problem des Aufrechnens. Am Ende bleiben Zahlen. Die Welt ordnet sich in: „kann ich mir leisten“ oder „kann ich mir nicht leisten“.

Zahlen haben die Macht: das erlebe ich in diesen Tagen ganz besonders. Die Zahlen der Infizierten in Deutschland, Europa und weltweit. Die Zahlen der Toten. Die Zahlen der benötigten Intensivbetten, Atemgeräte, Atemmasken und Schutzkleider. Und die Zahlen derer, die fehlen. Die Zahlen der erwarteten Rezession. Die Zahl derer, die in der Öffentlichkeit noch beieinanderstehen dürfen. Die Zahl der Gelder, die der Bund für Selbstständige bereitstellt, um sie vor dem Bankrott zu retten. Wichtige Zahlen, die die Krise markieren und immer wieder auch einen Ausweg aus ihr anzeigen wollen.

Die Geschichte von der Frau, die das teure Öl über Jesu Haupt ausschüttet, erzählt eine andere Geschichte als die der Zahlen. Was sie tut lässt sich nicht berechnen, quantifizieren. Was sie tut, ist ein Zeichen sich verschwendender Liebe, die ganz im Moment lebt, ohne zu überlegen, was daraus werden könnte.

Sie salbt Jesus, so wie Könige gesalbt werden oder Leichname, bevor sie bestattet werden. Ein letzter Liebesdienst an dem Verstorbenen.

In diesem Sinne handelt auch die Frau an Jesus. Ganz intuitiv, ohne viel nachzudenken, stellt sie sich an Christi Seite und stärkt ihn: „Sie hat ein gutes Werk an mir getan [...] sie hat meinen Leib im Voraus gesalbt für das Begräbnis“ (Mk 14,6-8).

Es tut gut, so etwas zu lesen. Dass da eine dem, dem Schweres und das Schwerste, der Tod bevorsteht, noch etwas Gutes tut. Und dass er das annimmt, sich Gutes tun lässt. Hier begegnet mir

Jesus als ein Mensch, der der Liebe bedarf und der dankbar dafür ist, wo er sie erfährt. Eben das macht auch seine Liebe zu uns so glaubwürdig: er kennt unser menschliches Bedürfnis nach Liebe.

Es tut gut, so etwas zu lesen in diesen Tagen. Von hingebungsvoller Liebe und Zuneigung, die körperlich spürbar ist.

Das Bild von der Frau, die Jesus das wertvolle Öl über das Haupt gießt, ist ein Bild für all das, was uns in diesen Tagen plötzlich so unendlich wertvoll erscheint:

gemeinsam zu singen und zu lachen, beieinander zu sitzen und miteinander zu sprechen, ohne auf Sicherheitsabstand zu achten. Ein warmer Händedruck, eine tröstliche Umarmung. Am Bett eines sterbenden Menschen zu sitzen, Abschied zu nehmen und das Sterben zu begleiten, da sein zu können.

Das Bild von der Frau, die Jesus das Öl über den Kopf gießt, erinnert Christinnen und Christen von jeher daran, dass der Glaube an Christus sich gerade in solchen Akten der verschwenderischen Liebe und Zuneigung ausdrückt.

Aber was machen wir damit in einer Zeit, wo Menschen in den Altenheimen und Krankenhäusern allein sterben? In der nicht einmal die nahen Angehörigen zu den Sterbenden dürfen?

Wer hält ihnen die Hand, salbt ihnen die Hände, Füße und die Stirn? Wer ist da in verschwenderischer Liebe? Diese Frage treibt mich in diesen Tagen besonders um. Ohnmächtig fühle ich mich da.

Noch einmal schaue ich auf das Bild der Frau, die Jesus beschenkt. Und ich schaue auf Jesus als den, der sich beschenken lässt. Und ich schaue auf Jesus als den, der sich selbst verschenkt. Der uns selbst und allen Menschen in überfließender Liebe begegnen will, besonders denen, die Liebe so dringend benötigen: Den Einsamen, den Leidenden, den Kranken und den Sterbenden.

Die Fürbitte, in der wir andere Menschen Christi großer Liebe und Gnade anvertrauen, eröffnet sich mir als ein Weg aus der Ohnmacht. Christus und seiner überfließenden Liebe dürfen wir die Menschen, denen wir gerne in verschwenderischer Liebe begegnen möchten und nicht können, im Gebet anbefehlen, im Vertrauen, dass er für diese Menschen spürbar da sein wird.

Amen